



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

ERNST JÜNGER – SÄMTLICHE WERKE

Tagebücher I-VIII

- Band 1 Der Erste Weltkrieg
- Band 2 Strahlungen I
- Band 3 Strahlungen II
- Band 4 Strahlungen III
- Band 5 Strahlungen IV
- Band 6 Strahlungen V
- Band 7 Strahlungen VI, VII
- Band 8 Reisetagebücher

Essays I-IX

- Band 9 Betrachtungen zur Zeit
- Band 10 Der Arbeiter
- Band 11 Das Abenteuerliche Herz
- Band 12 Subtile Jagden
- Band 13 Annäherungen
- Band 14 Fassungen I
- Band 15 Fassungen II
- Band 16 Fassungen III
- Band 17 Ad hoc

Erzählende Schriften I-IV

- Band 18 Erzählungen
- Band 19 Heliopolis
- Band 20 Eumeswil
- Band 21 Die Zwille

Supplement

- Band 22 Späte Arbeiten – Aus dem Nachlaß

Ernst Jünger

Sämtliche Werke 4
Tagebücher IV

Strahlungen III

Klett-Cotta

Die 22 Bände der Sämtlichen Werke, die zwischen 1978 und 2003 bei Klett-Cotta erschienen sind (1–18: 1978–1983; Supplemente 19–22: 1999–2003), enthalten Ernst Jüngers Fassung letzter Hand. Ihr folgt diese Taschenbuchausgabe in Seiten- wie Zeilenumbruch. Offensichtliche Fehler wurden korrigiert, die posthum erschienenen Supplementbände integriert. Der vorliegende Band entspricht der gebundenen Ausgabe.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Reihengestaltung Ingo Offermanns, Hamburg, unter

Verwendung von Illustrationen von Niklas Sagebiel, Berlin

Gesetzt von pagina, Tübingen

Gedruckt und gebunden von cpi books, Leck

ISBN 978-3-608-96304-5

STRAHLUNGEN III

SIEBZIG VERWEHT I

1965

Wilflingen, 30. März 1965

Das biblische Alter ist erreicht – merkwürdig genug für einen, der in der Jugend niemals das dreißigste Jahr zu erleben gehofft hatte. Noch kurz vor dem dreiundzwanzigsten Geburtstag, im März 1918, hätte ich mit dem Teufel paktiert: »Gib mir dreißig Jahre, die aber sicher, und damit Punktum!«

Das aber nicht wegen der unmittelbar bevorstehenden großen Offensive, der ich eher mit Spannung und in der Hoffnung, daß wir das Schicksal noch einmal für uns wenden würden, entgegensah. In der Jugend ist eine trübe Grundstimmung häufig, als ob der Herbst seine Schatten vorauswürfe. Die Welt ist neblig, dunkle Blöcke ragen hervor. Allmählich wird die Sicht klarer; auch Leben muß gelernt werden.

Kann ich eine Erfahrung anläßlich des Datums mitteilen? Vielleicht diese: Die großen Abschnitte der Geschichte beginnen mit einer neuen Religion und jene im Leben des Einzelnen mit einem neuen Gebet. Das ist eine Wahrheit, aber kein Rezept. Beter und Träumer ist jeder, auch wenn er es nicht weiß. Er vergißt, was er im Schlaf getrieben und im Namenlosen verrichtet hat. Wenn es ernst wird, zerbricht auch die Form des Gebets.

*

Trotz den Anstrengungen der beiden letzten Tage gingen wir zur Schatzburg und blickten von der Ruine auf die einsamen Wälder hinab. Die Burg wurde unter Jos von Hornstein, dessen Leben, wie die Familienchronik sagt, »sich in Fehden bewegte«, während eines Streites mit dem Bischof von Augsburg niedergebrannt.

Hier hatte ich wieder Grund, mich des Stierleins zu freuen, und zwar über eine Bemerkung zur Archäologie. Das Gemäuer der Burg ist mit Ziegelscherben gefüttert, die, wie ich meinte, als Überreste einer früheren Bedachung zum Bau gedient hatten. Das Stierlein bewies mir jedoch, daß die Scherben in eine schon bestehende Mauer eingefügt sein mußten, und demonstrierte es vor der Wand. Eine archivarische Begabung erkennt man unter anderem am Blick für das Nacheinander, das sich im architektonischen Objekt verbirgt. Auch Kirchen und Schlösser haben ihre Genealogie. Das ist ein Puzzle von besonderem Reiz.

Der Tritt auf die Burgfläche klingt hohl; es muß ein Gewölbe unter ihr verborgen sein. Der Name reizte einen Wilflinger Sonderling zum Schatzgraben; es trug ihm Kleinfunde, wie Pfeilspitzen, ein, doch kein Gold.

Die Sonne schien warm auf den steil abfallenden Sporn des Burgberges. Am Fels erfreute sich ihrer eine braune, grüngestreifte Eidechse. Vielleicht war es ihr erster Ausflug im Jahr; jedenfalls duldet sie, daß ich sie behutsam streichelte. »Ist halt noch benommen vom Winterschlaf.«

Gut, doch ist, wenigstens klimatisch, vor allem nach einem Schläfe von so langer Dauer, ein Auferstehungsgefühl dabei. Im Erwachen überhöht es die vitale Existenz.

In der Kindheit haben mich solche Bilder oft beschäftigt; aus einem Schläfe mit Eltern und Geschwistern auf einem Lager tief unter den Pyramiden erwachte man alle hundert Jahre, und es genügte zum Glück, zu wissen, daß sie noch da waren. Dabei war keine Aussicht, störte keine Hoffnung den reinen Genuß der bis zur Grenze der Wahrnehmung gestreckten Zeit.

Auch der »gewöhnliche Schlaf« kann zwischen dem Erwachen und dem Wiedereinschlafen eine Ahnung dieses Wohlgefühls mitteilen. Stärker noch genießen es die Tiere; gern beobachte ich an meinen Katzen das behagliche Dahindämmern in der Sonne oder am Herd.

Wilflingen, 4. April 1965

Immer noch Mengen von Post. Man muß den Reaktor klein halten, damit er nicht außer Kontrolle gerät. Nietzsche wußte nicht, wie gut die Einsamkeit von Sils-Maria für ihn war.

Vor zwanzig Jahren untersagte Goebbels den Zeitungen, von meinem fünfzigsten Geburtstag Notiz zu nehmen, ohne zu wissen, welchen Gefallen er mir damit tat. Er hätte mich, wie der Fachausdruck lautet, »groß herausstellen« sollen, um mich wirklich zu schädigen. Allerdings hätte er bei dieser Kombination den eigenen Untergang in Rechnung ziehen müssen; diese Figur paßt nicht in den vorletzten Akt. Im letzten soll auch der Passagier dran glauben: »Batavia, Fünfhundertzehn«.

*

Nachmittags bei schönstem Osterwetter mit dem Stierlein Rundgang um die Kiesgrube und den Schinderbühl. Am Ausgang nach Sigmaringen entsteht ein neues Dorf. Der große Acker dort wird Bauland; man möchte denken, daß dem Löwenwirt, der ihn besitzt, damit ein Bonum geschieht. Mitnichten, da er ihn lieber auf die alte Weise bestellen als für schweres Geld parzellieren will. Frau und Tochter sagen: »Dir gibt mer emal e Stück Vieh und en Acker mit, wenn de stirbst.« Das könnte auf keltische Wurzeln zurückgehen.

*

Unterwegs begegneten wir Paulchen, der einen Strauß gepflückt hatte: Anemonen, Küchenschellen, Lungenkraut, Seidelbast. Für das Lungenkraut erfuhr ich von ihm einen neuen Namen: Hausanbrenner.

Das Kraut war mir in meiner Kindheit unangenehm. Warum wohl? Wahrscheinlich, weil ich die eigentümliche Doppelfärbung als krankhaft empfand. Dabei scheint sich weniger die organische Variabilität zu entfalten als die chemische Labilität; sie erinnert an das Lackmuspapier. Ähnlich zuwi-

der war mir das Etiolement, selbst wenn es, wie bei den für Rabatten beliebten Blattpflanzen, prächtige Muster bildete.

Von solchen Abneigungen geben wir uns kaum Rechenschaft. Die Begründungen sind oft dürftig; der Grund steht fester als Begründendes.

*

»Strahlungen – – – ich hatte nicht daran gedacht – – – viele, viele – – – sind sie gefährlich? – – – Genossen, könnt ihr nichts tun? – – – versteht mich doch – – – entsetzliche Einsamkeit.«

Das Tonband registriert ein Knistern, dann sekundenlang ein Rauschen wie von großen Flügeln, dann nichts mehr. Es ist der 12. November 1962, 8.09 Uhr Turiner Zeit.

Offenbar eine der Stimmen todgeweihter Kosmonauten aus der Umlaufbahn. Ihre Gespräche werden zuweilen von Amateuren erlauscht. Das geht über alle Schrecken, geht selbst über E. A. Poes Phantastik hinaus. Der Umfang des Abenteuers, seine Tiefe, auch seine Rückwirkung deuten sich noch kaum an. Wo die technischen Probleme kulminieren, ja gelöst scheinen, ist die Rechnung aufgegangen, und Leere bleibt zurück. Der Tod wird sichtbar, der im Gestell verborgen war. Und was sagt die Gää dazu? Das muß aus den Mythen zu erfahren sein.

*

An Ernst Niekisch: »Für Ihr Gedenken zu meinem Geburtstag sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank. Da hat wieder einmal der Alte vom Berge gesprochen; das hört man weithin, und der Eindruck ist stark.

Es erfüllt mich mit Stolz, daß ich vom Anfang unserer Bekanntschaft an auf Sie gesetzt hatte. Erst weit danach kam Rommel; von ihm hatte ich wenigstens erhofft, daß er die Partie liquidieren würde, die von Anfang an verloren war. Wir haben es mit Schrecken gesehen. Hat das Schicksal den Deutschen so unfehlbare Karten in die Hand gegeben, damit sie sinnlos verspielt würden?

Daher hat mich Ihr Gruß auch mit Trauer erfüllt. Das ist die Pranke des Löwen; die Deutschen haben ihn im Hause gehabt und in den Käfig gesperrt. Dafür ließen sie die Hyänen und die Schakale frei.

Lieber Ernst Niekisch: Sie haben deutlich unser gemeinsames Schicksal und auch das des Reiches erkannt. Es liegt darin, daß wir nie eine starke Linke gehabt haben. Das war seit den Bauernkriegen so, und es ist so geblieben – dürfen wir hoffen, daß es einmal anders wird? Aber der große Plan wird sich vollenden, ob mit dem Deutschen, ob ohne oder ob gegen ihn. Das wissen Sie so gut wie ich.«

Wilflingen, 10. April 1965

Aus Wilsede zurück, wo ich einige Tage zu Gast bei Alfred Toepfer war.

Notizen aus der Bibliothek:

Wolfgang Sorge, »Geschichte der Prostitution«. Der Autor ist sowohl Historiker als auch, im aktuellen Teil, ein Halbwelt-Baedeker. Er bereist die Haupt- und Provinzstädte, erkundet den Strich und dessen Taxe, die Stundenhotels, die maisons de rendez-vous. Aus der Spätantike sind ähnliche Werke bekannt.

Auf p. 375 ein Fazit: »Was früher als ungehörig galt, ist heute eben erlaubt. Das nennt man Evolution.«

*

Ferner:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht

und:

Sie sind verdorben, gestorben

Zwei Verse, die in das Allgemeinbewußtsein übergegangen sind. Wer aber kennt noch ihren Autor: Zuccalmaglio (1803–1869)?

Wie ich hier beim Nachschlagen erfahre, ist es der jüngere von zwei Brüdern, die beide als Dichter bekannt waren: Wilhelm Florentin, der unter dem Pseudonym Wilhelm von Waldbrühl Lieder, Komödien und wissenschaftliche Werke veröffentlichte.

Ein Beispiel für das Ungesonderte, das Anonyme der dichterischen Kraft. Sie hinterläßt ihre Spur vielleicht in einem einzigen Vers, den das Volk adoptierte, während der Autor vergessen wird. Viele Sprichwörter entstanden auf solche Art. »Der Dichter« lebt in jedem; daher waren und werden Zeiten möglich, in denen das Leben zur Dichtung wird.

*

Zu beachten:

In deinen Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht,
der widerspricht mit Unbedacht.
(Platen: »Harmosan«)

Dann eine späte Entdeckung: Marie von Ebner-Eschenbach. Sie würde in einer Sammlung deutscher Aphorismen von Lichtenberg bis Nietzsche ihren Platz halten.

*

Einer kam vom Königsmahle
In den Park, sich zu bewegen;
Aus dem Busch mit einem Male
Trat ein anderer ihm entgegen.
(Chamisso: »Böser Markt«)

Darin ein Reim, durch den zwei Wörter, von gleichem Klangwert, doch verschiedener Bedeutung, gekoppelt sind. Ein Beispiel dafür, daß sich hinter der akustischen noch eine andere Spielregel verbirgt.

*

Herrn Bürgermeister Beller: »Zu Beginn dieses Jahres erschien der Schlußband der Gesamtausgabe meiner Schriften. Daß mir die Arbeit an den zehn Bänden gut und flüssig von der Hand ging, verdanke ich nicht zuletzt dem friedlichen Leben und der guten Nachbarschaft hier in Wilflingen.

Bitte nehmen Sie als bescheidenen Dank ein Exemplar dieser Ausgabe für die Gemeinde in Empfang.«

*

Wilflingen, 25. April 1965

Aus Düsseldorf zurück. Verleihung des Immermann-Preises; ich folge darin mit einigem Abstand Friedrich Georg nach.

Auf die Autorität von Rudolf Alexander Schröder hin hatten sie's vor zehn Jahren in Bremen zum ersten Mal mit mir riskiert. Da ich dort wenig angenehme Erfahrungen gemacht hatte, war ich nicht ohne Skepsis nach Düsseldorf aufgebrochen, doch wurde ich durch die Ansprache des Oberbürgermeisters im Schloß Benrath angenehm überrascht.

Der Tenor war ungefähr: »Wenn wir in der Politik schon so viel Porzellan zerschlagen haben, wollen wir wenigstens die Kultur aus dem Spiel lassen.«

Gut – und überhaupt sollte man das *Spiel* aus dem Spiel lassen. Im antiken Rom schwieg während eines Triumphes jede Gegnerschaft. Zu solcher *désinvolture* muß man nicht nur der Sache, sondern auch der eigenen Position sicher sein. Beides war in Bremen wohl noch nicht der Fall, sowohl beim Magistrat als auch bei mir.

Nach der Verleihung bat das Stadtoberhaupt die Gäste zu einer Erfrischung in den Empfangsraum des Schlosses Benrath – ich bedauerte, daß August Bebel die Handbewegung nicht würdigen konnte, mit der die Einladung geschah. Vermutlich hätte er der Sache mit gemischten Gefühlen beige-wohnt.

Geld, Macht und große Häuser: das sitzt erst in der dritten Generation. Die Evolution ging über Zwischenglieder wie

Winnig, von dem ich in seiner Potsdamer Stadtwohnung viel über Bebel gehört habe. Man müßte auch die Horoskope vergleichen; das von Bebel gibt außerordentliche Hinweise.

*

Während dieser Notizen sitzt Amanda, unsere neue Siamesin, mir auf dem Schoß. Das Tierchen ist liebebedürftig; wenn ich es anspreche, antwortet es mit einem halb klagenden Schrei. Es berührt mich mit den Pfoten, reibt sein Köpfchen an meinem Knie. Ich bemühe mich, zu erraten, was es gerade denkt. Wozu eigentlich? Wir beide kennen den Text – was sollen die Übersetzungen? Die Sympathie reicht tiefer als jeder Gedanke hinab.

Die Spekulationen über den Bau der menschlichen Sprachwerkzeuge als Voraussetzung für unsere spezifische Intelligenz sind scharfsinnig, doch sekundär. Es sind Papageien denkbar, die lange Texte sprechen könnten, ohne daß ein Gespräch zustande käme – andererseits bedarf der Geist der Sprache nicht. Ein Taubstummer kann »sprechen«; in Sizilien sah ich Hirten, die sich schweigend unterhielten; sie bewegten nur die Hände dabei. Musik und Tanz vermitteln mehr als das gesprochene Wort. Unsere Mimik und Gestik sind stark reduziert.

*

Das Korn ist reines Erbteil, die Erde gibt ihm Schutz und Nahrung; sie leistet, was sehr wichtig, ihm auch Widerstand.

Licht muß hinzutreten, wenn dieses unmittelbare Erbe verzehrt worden ist. Nun kommt es zur freien Entfaltung im Raume; der Schutz wird weniger genossen, als daß er zur Aufgabe wird. Das Individuum bildet Schirm und Krone aus. Den Widerstand leistet jetzt die sichtbare Welt. Sie bildet ein unsichtbares Spalier.

Die Frucht als zeitliches Ziel, etwa in der Familie, dem Vermögen, dem Werk. Das Leben stirbt ab – entweder periodisch oder ein für alle Mal, als ob es sich in ihr erschöpft

hätte. Die Früchte fallen ab. Manche Boviste verwandeln sich ganz in Sporen; ein pergamentenes Häutchen bleibt vom Individuum zurück. Sie gleichen Mörsern, die mit Frucht geladen sind.

Im Gelingen steckt kein Verdienst: das sind Genfer Wunschträume. In der Hervorbringung wird noch ein anderes Gesetz als das des Wachstums befolgt. Das Gleichnis meint nicht die bloße Vermehrung des Pfundes, und schon gar nicht die merkantile, sondern das Wuchern als Dank für die Existenz. Diese kann auch durch Nichthandeln an Wert gewinnen, so durch das Opfer, die Askese, die Meditation, das Gebet.

Im Pflanzenreich spricht das Universum reiner und deutlicher als in der Tierwelt und der Menschengeschichte; darauf beruht der Wert botanischer Studien. Die Gleichnisse führen vor allem in die Gärten: der Feigenbaum, das Senfkorn, die Lilie.

Vielleicht sind ferne Gestirne nur von Pflanzen und Sinnpflanzen belebt. Die Blüten ahmen die Gestirne nach, besonders die Sonne, der sie sich zuwenden. Das sind Spiegelungen; sie geben die Ahnung einer mächtigen Mitte, welche die Sterne ihrerseits nachahmen. Und auch das Auge: »sonnenhaft«.

Wilflingen, 26. April 1965

Aasgeier – nicht immer harmlose Polizisten: es soll Arten geben, die ein Schaf, das am Abgrund weidet, unvermutet hinabstoßen. Dann halten sie in der Tiefe ihren Schmaus.

Das ist das Schema eines schmutzigen Verbrechens: Das Opfer muß zunächst in den Zustand gebracht werden, in dem der Unhold es genießen kann. Hierher auch die Beschmutzer, Bespritzer, berufsmäßigen Verkleinerer.

Wilflingen, 27. April 1965

Immer noch grau, feucht und kühl. Nicht einmal Aprilwetter.

Auf dem täglichen Gang um die Kiesgrube besuchte ich

wieder einmal meine *Lasius*-Kolonie, die sich dort unter einem flachen Ziegel eingerichtet hat. Wenn ich ihn abhebe, beginnt darunter ein gelbes Gewimmel, als ob Chinesen den Markusplatz bevölkerten. Besorgte Ammen schleppen bleiche Säuglinge davon.

Darunter vereinzelt der Keulenkäfer: *Claviger*. Ich erkenne ihn am bedächtigen Schritt, mit dem er sich im Getümmel bewegt, als ob es ihn nichts angehe. Er ist es gerade, dem ich nachstelle.

Solch ein Wesen zu sehen, muß auch gelernt werden. Bewegt es sich dort als Sklave oder als Lustknabe? Das eine schließt das andere nicht aus. Ich entsinne mich dabei eines Gespräches, das ich mit einem längst verstorbenen Freunde geführt habe: Albrecht Erich Günther, der sich mit den Besonderlichkeiten der Ameisen- und Termitengäste beschäftigte.

Er wußte von Ameisen zu berichten, die Artgenossen zu Honigtöpfen degradieren; sie füllen sie zu kirschgroßen Kugeln, die sie in Vorratskammern verwahren und nach Bedarf heimsuchen. Andere halten sich Verwandte eben dieser Keulenträger, die einen angenehmen, vielleicht narkotischen Saft absondern. Es kann vorkommen, daß die Wirte süchtig werden, dann vermehren sich die Gäste übermäßig, und der Stock verfällt.

Gewisse Dienste, die physischen Kontakt bedingen, rücken mehr oder minder an die Leibeigenschaft heran. Das gilt schon für Barbieri, Masseure, Badediener, kurzum für jene, die zwar zur Kaste der Sudras gezählt werden, doch andererseits zu einem satrapenhaften Behagen beitragen.

Hier erhielt sich ein Grundstock, der sich der Rationalisierung entzieht. Daher läßt sich selbst innerhalb einer allgemeinen Promiskuität die Prostitution nicht abschaffen. Der Mann sucht und findet bei der Dirne etwas Spezifisches. Sie kommt dem entgegen, und daß es sich dabei um mehr als um bezahlte und befristete Leibeigenschaft handelt, ist aus der bedingungslosen Hingabe zu schließen, mit der sich die Dir-

ne ihrem Zuhälter unterwirft. Sucht sie sich dem zu entziehen und auf rationale Weise das Geschäft zu betreiben, so fällt sie der Unterwelt anheim.

Wilflingen, 29. April 1965

Jedes Licht hat seinen Schatten, jede Schatten- auch ihre Lichtseite. So rafft ein mächtiger Frühling die Blüte dahin, kaum daß man sie genießen kann. Das rauhe Wetter dagegen erhält sie lange, wie jetzt die Kaiserkrone, die ich seit zwei Wochen täglich bewundere. Sie ist fast brusthoch, zugleich kraus und kräftig, wie die barocken Maler sie abbildeten.

Wie alle Liliaceen ist auch sie empfindlich; oft sind die Schäfte taub, oder die Blüte entwickelt sich mangelhaft. Andererseits gedeihen prächtige Büschel in Bauerngärten, in denen sie kaum beachtet wird. Vorm Schloß von Neufra sah ich vor Jahren eine üppige Rabatte; der Besitzer sagte mir, daß es vor allem darauf ankomme, das abgewelkte Laub nicht zu entfernen, auch wenn es schon völlig abgestorben scheint. Dem folgend, habe ich gute Erfahrungen gemacht. Neun Blüten am Stengel waren das Maximum. Christian Grunert, ein passionierter Gärtner, Freund des Magisters, erzählte mir, daß er einmal deren vierzehn gezogen habe, die wie ein Reifrock vom Schaft abstanden. Auch die gelbe Sorte, deren Zwiebel ich vor Jahren in Paris bei Vilmorin kaufte, hat sich vermehrt.

Die Kaiserkrone verdient ihren Namen; sie beherrscht durch Farbe, Haltung und Höhe weithin den gleichzeitigen Tulpen- und Narzissenbestand. Wie jede Stolze ist sie dem Vorwurf des Hochmuts ausgesetzt. So heißt es, daß sie im Paradiese als die Allerschönste die Glocken nach oben getragen und auf die anderen hinabgeschaut habe. Zur Strafe sei ihr die Krone nach unten gekehrt worden. Nach Brockes ist ihr Kopfschmuck »ein Büschel Gras« und mahnt die Großen dieser Erde:

daß auch Gras nach kurzer Zeit
Gekrönte Häupter decken werde.

Wenn etwas in unseren Gärten an ihr befremdet, so der orientalische Schopf, der asiatische Dekor. Das sind Ansichten. Alles läßt sich aus der Natur heraus- und alles in sie hineinlesen.

*

Ganz dicht bei diesem Meisterstück der Japanische Knöterich, der sich im Lauf der Jahre zu einem mächtigen Busch entwickelt hat. Im September umhüllt er sich mit einer schaumigen Blütenwolke, doch darf ihm der Frost nicht zuvorkommen.

Seine außerordentliche, an den Bambus erinnernde Vitalität hat auch ihre Schattenseite: in weitem Umkreis treiben Ausläufer hervor. Früher suchte ich sie auszurotten, sowie sie sichtbar wurden; jetzt warte ich, bis sie kniehoch emporgeschossen sind. Das hat zunächst den Vorteil, daß sie nicht abreißen, da sie inzwischen eine festere Faser ausgebildet. Wichtiger ist, daß die vegetative Kraft den spermatischen Charakter verloren und sich konsolidiert hat; das Übel kann mit der Wurzel entfernt werden.

Daß eine Krankheit in den ersten Stadien schwer zu bekämpfen ist, wußten die alten Ärzte; sie beginnt mit diffusen Erscheinungen. Deren Unterdrückung kann sogar schädigen. Das gilt auch politisch und strategisch: Der Feind muß sich entwickelt haben; er muß nach Art und Absicht zu erkennen sein.

Wilflingen, 1. Mai 1965

Das Maiwetter kam pünktlich zu Beginn des Monats und überraschend, wie ich es nur wenige Male erlebt habe – 1917 im französischen Quartier und in Hameln vor dem Ersten Weltkriege. Die unverhoffte Beglückung erhält sich in der Erinnerung.

Gang in der Richtung nach Billafingen am Waldrand ent-

lang. Noch blühten die Buschwindröschen und sogar der Seidelbast, während die Wiesen von Primeln übersät waren. Ich pflückte einen Strauß für Ernstel, der heut Geburtstag hat.

Gerade an einem schönen Tag wie diesem wächst an den Gräbern das Gefühl der Schuld, in der wir bei den Toten stehen. Sie haben uns etwas voraus, haben eine Leistung vollbracht, die kein Opferdienst aufwiegt, wie lange er auch währen mag.

Das auch im großen, in der Geschichte *des* Menschen – – – der Dienst in hunderttausend Kirchen, die zerfallen und auf den Trümmern wieder errichtet werden, kann die Stunden am Kreuz nicht wettmachen. Da wurde ein Vorsprung gewonnen, der in der Zeit nicht aufzuholen ist.

Wilflingen, 4. Mai 1965

Nachmittags in der Riedlinger Weiler-Kapelle, zur Trauung von Ulrich und Marie-Louise Blersch. Diese Kapelle ist der Maria und den Vierzehn Nothelfern geweiht. Daß der heilige Joseph Beistand in der Todesstunde gewährt, erfuhr ich durch eine Inschrift an seinem Standbild; es war mir neu.

Hier im Oberland gelingt noch zuweilen, was ich die Einholung des Schweigens nennen möchte: die Voraussetzung dafür, daß Schweigen walten kann. Dafür muß die Fassung gediegen und sparsam sein. Mit Wort und Gedanken darf kein Aufwand getrieben werden; gut sind die lateinischen Formeln, auch Sätze, die seit Jahrtausenden auf der Erde als Anruf gehört werden.

Unter den Pfarrern findet sich hin und wieder noch eine *anima candida*, wie ich ihr in Spanien und Süditalien öfters begegnet bin. Herrliche Köpfe von Hundertjährigen im Kloster von Los Desiertos bei Benicasim, gut schwäbische Köpfe auch in den Klöstern von Santos und Bahia – Gesichter, wie man sie aus den Bildern der Donauschule kennt. Ob das der immer stärkeren Ausbildung des Großhirns gewachsen sein wird?

Abends große Bauernhochzeit beim Bräumeister in Hailtingen.

Wilflingen, 8. Mai 1965

Goya: »Porträt des Malers Francisco Bayeu.« Das Bild strahlt große Ruhe aus. – Kann übrigens Ruhe »ausstrahlen«? Sie hat eher etwas Saugendes. »Stille Wasser sind tief.« – Hier mag es angehen; es ist die Ruhe des aktiven Menschen, nicht Meditation, sondern Konzentration. Wenn Goya noch auf den Pinsel verzichtet hätte, den der Maler in der Hand hält, würde der Eindruck vollkommen sein.

Dazu die Farben: ein Grau, das sich in blaue, grüne und violette Töne sublimiert. Wenn es dämmt, erwacht in den Augen der Siamkatzen ein ähnliches Farbenspiel.

Endlich das noble Gesicht, eigentlich unspanisch. Ich hatte auf den ersten Blick gedacht, ein mir unbekanntes Porträt Lord Nelsons zu sehen.

*

Worin sie sich alle einig sind: im Bewundern der Darbietungen des reinen Zeitgeistes, und zwar ohne jede Kritik. Dazu gehört notwendig, daß die Darbietenden von der Oberfläche abschöpfen.

Man möchte unsere Epoche für besonders stupid halten, wenn man die Idole sieht. Wahrscheinlich ist aber immer so. Nur manchmal hat es insofern einen Treffer gegeben, als sich hinter der Blendung noch etwas anderes verbarg. Zunächst sah die Menge die Effekte, die durch Bewegung erzeugt werden. Man könnte auch sagen, daß der Autor Glück und dazu noch Erfolg hatte, indem er den Zeitgeist ansprach, ohne gänzlich in ihm aufzugehen.

Dabei wird der Gegenstand mitwirken. »Guernica«. Innerhalb der absoluten Kunst dürfte die Zeit keine Rolle spielen; der Lorbeer würde, wie in einem großen Museum, unmittelbar zuerkannt.

Das ist nicht der Fall. Dennoch muß auch die Kunst ein Absolutes bergen und ebenso wie die Materie auf letzte und feinste Maße gegründet sein. Diese freilich können nur im Gleichnis erfaßt werden. Daher bleibt jedes Kunstwerk pro-

visorisch und wird einmal »zu Grunde gehen«, das heißt, in die Heimat zurückkehren.

Ein starker politischer Effekt ist sowohl dem Werk wie dem Künstler ungünstig. Das Explosive ist zu vermeiden; Beaumarchais ist ein typischer Fall. Dagegen gibt es klassische Stücke, die immer wieder politisch brisant werden und innerhalb scheinbar ganz anderer Krisen nicht aufzuführen sind. Durch sie wurde die Freiheit nicht in ihrer politischen Erscheinung, sondern in der Substanz berührt.

Wo der Weg des Autors der Generallinie konform läuft, werden kaum seine stärksten Werke entstehen. »Werthers Leiden« wären nur in der Literaturgeschichte bekannt, wenn Goethes Opus sich auf sie beschränkt hätte. Man würde seinen Namen nennen wie etwa den von Leisewitz.

Heut muß man sich innerhalb weniger planetarischer Gemeinplätze halten, will man Erfolg haben. Es ist unglaublich, wie dann die Segel gebläht werden. Dagegen Nietzsche: »Als mir ein Wind hielt Widerpart, segelt ich mit allen Winden.«

Noch einmal zum »Werther«, den ich, als ich »meine Bildung nachholen« wollte, im November 1918 zum ersten Male las. Ich empfand die Lektüre als langweilig und war froh, zum Schluß zu kommen, teilte also wahrscheinlich Lichtenbergs Urteil: »Die beste Stelle des Buches ist die, an welcher der Hasenfuß sich erschießt.«

Dem widersprach das Stierlein, mit dem ich mich vorhin darüber unterhielt, und das sich mit dem Roman nicht nur als Leserin, sondern auch als Editorin oft und gründlich beschäftigt hat: »Als ich den Werther zum fünfundzwanzigsten Male las, mußte ich stärker mit den Tränen kämpfen als je zuvor. Er bleibt für alle Zeiten ein gefährliches Buch.«

Wilflingen, 13. Mai 1965

Gestern abend um acht Uhr während der Patience plötzlich Mißstimmung, eine Grisaille im Kaleidoskop. Nichts paßte, nichts war recht, nichts konnte gut gehen. Ich legte mich so-

gleich zu Bett, von der Siamesin begleitet, und vertiefte mich in meine Lektüre: Ernst Alexander Römer, »Der Wind war von Anbeginn«.

Das Buch ist dem Segelschiff gewidmet, einem der archaischen Männerspielzeuge, die, wie die Reiterregimenter, in unser Jahrhundert hereinragten. Vieles wird unverständlich, nicht etwa der veralteten Technik, sondern des Ethos wegen, das dazugehört. Wie war es möglich, daß Jungen von zu Haus ausrissen, um dabei zu sein, wie Römer, der heute Fünfundsiebzigjährige, der mir sein schönes Buch zum Geschenk machte? Ich hoffe, ihn kennen zu lernen, wenn wir in vier Wochen in Hamburg sind.

Vormittags rief Margret an wegen der Impfungen, die für die Reise verlangt werden. Dabei erfuhr ich, daß sie gestern von acht bis elf Uhr von einem Patienten zum andern gefahren sei. Es bestätigt meine Vermutung: daß diesen jähren und unerklärlichen Mißstimmungen barometrische oder vielleicht noch verborgenerere Generalia zugrunde liegen müssen; zudem scheint hier eine besondere Ecke dafür zu sein.

Heut morgen war das Wetter schön und sonnig; ich war ohne Mühe tätig – zunächst mit Geburtstagsdanksagungen, soviel Resle tragen konnte, dann weiter an den Cicindelen, auch mit dem Rad zum Dentisten, der die Zähne in Ordnung fand.

Dazwischen hin und wieder im Garten, in dem besonders die Primeln prächtig geraten sind. Wenn Blüte an Blüte steht, verbinden sich runde und radiäre Formen nach Art der Kugelkorallen – Kissen ist das rechte Wort dafür. Dazu der ungemaine Wechsel der Farben, sowohl bei den Stöcken als auch innerhalb der Blüten selbst. Blumen, die man in Reihen pflanzen sollte, um sich an der Vielfalt ihrer milden Töne zu erfreuen, selbst an den Schatten- und Nordseiten.

Infolge der Streckung durch das kühle Wetter blühen zwei zierliche Gewächse zusammen – noch die Fritillaria und schon der Amelanchier. Beide habe ich in der Natur vergeblich gesucht, den Amelanchier am Hohentwiel und die Fritillaria am Hohenstoffeln, wo sie vorkommen soll.

Der Amelanchier oder die Felsenbirne hat die zierlichste,

gefälligste Blüte unter den Rosaceen; er gleicht einer Schlingpflanze, die sich im freien Wuchs erhält. Dazu die prächtige Herbstfärbung der Blätter: purpurn gerippt.

*

Unter der Post ein Brief von K. U. Leistikow; er wünscht bereits für Ostasien Glück. Das von ihm am liebsten gehörte Kommando auf reisefertigen Schiffen: »Besucher von Bord«.

Wilflingen, 15. Mai 1965

Lubin Baugin (ca. 1610 bis 1663). Beispiel eines kristallisierenden Geistes, der sich nicht nur in der Wahl der Gegenstände, sondern auch in deren Behandlung verrät.

Stilleben: ein achteckiges, halb mit Rotwein gefülltes Glas, dazu ein gleichfalls achteckiger Wandteller über einem schachbrettartig getäfelten Tisch. Ferner eine Laute mit gekantetem Boden, ein vierkantiges, wie eine Bischofsmütze geformtes Weißbrot, ein gerippter Tabaksbeutel, ein leicht angefächertes Kartenspiel.

Vorzügliche Arbeit, die dennoch befremdet, weil sie auf einen zu starren Geist schließen läßt. Ähnlich bei vielen Sonntagmalern; sie können sich vom Zwang der Muster nicht befreien.

Wilflingen, 18. Mai 1965

Warmblüter. Wahrung der Temperatur innerhalb enger Grenzen, jenseits deren Fieber oder Unterkühlung zum Tod führen.

Die erste Klimaheizung, geniale Replik auf eine kosmische Provokation. Einst lebten die Geschöpfe in der Gää wie im Mutterleibe; sie nahmen an der Wärme der großen Sümpfe oder des Weltmeers teil. Wo es dann kühler wurde, mußten sie sich anpassen oder zugrunde gehen. Manche, oft besonders prächtige Arten, wie die Korallenfische, tötet bereits eine geringe Abkühlung. So hält sich auch unter den

Pflanzen die *Victoria regia* nur dicht am Äquator oder in Treibhäusern.

Die Ausbildung eines geschlossenen Wärmehaushalts ist keine Anpassung, sondern eine echte Replik, ein Gegenzug. Auch in den kalten Meeren leben warmblütige Tiere – Wale, Robben, Delphine; es sind Rückwanderer, die sich der Fischform wieder annähern. Um nicht zu erfrieren, haben sie Mäntel angelegt.

Es gibt auch einfachere Repliken, die zum Teil mit der Warmblütigkeit kombiniert sind: Federn und Pelze, die Kältestarre, den Winterschlaf, das periodische Aufsuchen milderer Orte, wie im Vogelzug.

Die Reduktion wird auch räumlich sichtbar; wenn wir uns den Polen nähern, verschwinden die Echsen, die Insekten, sogar die Urtiere. Endlich besteht nur noch der Mensch, dank seiner Erfindungskraft.

*

Die Erde gab Sorge ab; das bringt neue Gefahren, aber auch Freiheiten. Den Müttern wird ein Teil der Obhut übertragen; in den Nestern der Vögel, der Bruttasche der Beutler, dem Uterus der Säugetiere erhält sich wie in Höhlen die frühe Erdwärme.

Hierher auch die australischen Wallnister, die sich in ihren Gewohnheiten von allen anderen Vögeln dadurch unterscheiden, daß sie für ihr Gelege Hügel aus Schlamm und gärendem Laub zusammenscharren. Sie halten sich in der Nähe auf und überwachen das thermische Gleichgewicht.

*

Generell ist zu beachten, daß sich im Haushalt der Erde nichts verliert. Der Vorrat bleibt konstant; Produktion und Konsum gleichen sich aus. Die großen Fische fressen die kleinen, und die kleinen die großen; der Bios geht immer wieder durch die Mahlgänge. Es gibt im Ganzen keinen Zuwachs und keinen Fortschritt, wohl aber in den räumlichen

Provinzen und in der zeitlichen Folge, in der sich das Ganze abwickelt.

Das gilt auch für den Vorrat an Intelligenz. Der Sinn der Erde kann sich in Instinkt und Intellekt verwandeln: ein Kraftwerk zweigt Strom ab, der als Licht erscheint. Das sind Abgaben, die an anderer Stelle Verluste oder Beraubung einschließen, wie etwa das enorme Wachstum des humanen Wissens die Verödung der Natur.

Intelligenz wird abgesondert, wird delegiert – freilich nicht ohne Spuren ihrer ungesonderten Kraft, die, jenseits des Willens zur Macht, zur Anschauung, auch zur Verehrung herausfordert. Daher das Erstaunen, das sich mit wachsender Einsicht steigert: Der Geist gewinnt eine Ahnung von seiner eigentlichen Heimat, dem »Innren der Natur«.

Wilflingen, 19. Mai 1965

Lektüre: »Erinnerungen eines Bühnenauteurs« von Sigmund Graff.

Ein Altersgenosse; sein Buch bringt typische Erfahrungen unserer vor der Jahrhundertwende geborenen Generation, die sich schnell zu lichten beginnt. Ich begegne vielen Personen, die auch ich gekannt, finde Orte wieder, an denen auch ich mich bewegt habe: Döberitz, Schützengräben des Ersten, Bunker des Zweiten Weltkrieges, soziale und nationale Revolutionen, Expansionen und Okkupationen, Vormärsche und Rückzüge. Zum Typischen zählen auch die Lager und Gefängnisse, die mir erspart blieben.

Als ich mich 1925 mit Perpetua in der Leipziger Sidonienstraße eingerichtet hatte, war Graff unser erster Gast; er erwähnt den Besuch in seinen Aufzeichnungen. Später wurde er als Bühnenauteur bekannt; sein Stück »Die endlose Straße« hatte großen Erfolg. Um jene Zeit beobachtete ich, daß die Herren- und Damenmäntel, die »Trenchcoats«, mit kleinen Achselklappen verziert wurden.

Bei solcher Lektüre merkt man auch, wie viel an Detail schon der Abstand von wenigen Jahren verwischt. Den Wet-

terstürzen gehen mikroklimatische Veränderungen voraus. Innerhalb der wachsenden politischen Unruhe erzeugt jede Strömung auch eine Gegenströmung, die beide in der Richtung sich unterscheiden, doch ähnliche Bilder hervorbringen.

Der gemeinsame Fortschritt liegt in der Quantifizierbarkeit der Dinge und Menschen, in ihrer Bezifferung. Wer eher dahinterkommt, daß etwas quantifiziert werden kann, das sich bislang der Bezifferung entzog, hat einen Vorsprung gewonnen, der auch die Gegner in Form bringt, wenn er aufgeholt werden soll.

Zur Manipulierbarkeit gehört der Einsatz von Personen unter unvermuteten Gesichtspunkten. Zum Beispiel wurde im September 1937 jeder Berliner Theaterleiter beauftragt, zehn bis zwanzig prominente Berliner Schauspieler anzurufen und zu fragen, ob sie an einer kurzen, angenehmen Reise in einem Sonderzug teilnehmen möchten – – – Unkosten: keine; einzige Bedingung: Abenddreß.

Es stellte sich dann heraus, daß sie zum Empfang Mussolinis nach München gebracht wurden. Dort vereinigten sie sich mit anderen »Kulturträgern« im Haus der Deutschen Kunst zu einem illustren Kreis. Bald erschienen auch Hitler und Mussolini zu einem kurzen Rundgang durch die Bildersäle und schritten an einem Spalier von erhobenen Armen vorbei.

Als Graff einige Zeit später einen Funktionär des Propaganda-Ministeriums fragte, weshalb man eigentlich der paar Minuten wegen einen ganzen Sonderzug mit ersten Schauspielern und Sängern in Bewegung gesetzt habe, antwortete dieser mit einer Gegenfrage:

»Wie hätte man sonst wohl binnen vierundzwanzig Stunden so viel Herrschaften mit guter Figur und tadelloser Garderobe auf die Beine gebracht?«

*

Vom Mimen in politicis Charakter zu verlangen oder ihn für Dinge haftbar machen zu wollen, die während seiner Spielzeit vor sich gegangen sind, ist ein Unding; ebenso gut könn-

te man ihm die Luft abschneiden. Das gilt nicht für den Dichter; wenigstens nicht für jenen, dem »die Nachwelt Kränze flicht«.

Übrigens bleibt das Theater ein Ort, an dem noch ein Rest von höherer Gesittung sich erhält. Auch deshalb können viele klassische Stücke in Diktaturen nicht mehr gespielt werden; das Mißverhältnis zu den idealen Maßen wird offenbar.

Wilflingen, 21. Mai 1965

Exercitium. Wenn wir etwas verlegt haben und dringlich suchen, erfaßt uns eine steigende Unruhe. Statt uns zu konzentrieren, beginnen wir zu »wühlen«, wobei die Unlust wächst.

Notwendig kommt der Augenblick, an dem uns einfällt, daß »wieder einmal« der oder jener am Werk gewesen sei. Die Unlust verdichtet sich auf ihn. Am Ende hat er uns sogar beraubt.

Meist finden wir dann das Gesuchte an einem Ort, an dem wir es nicht vermuteten. In jedem Fall stand unser Zorn im Mißverhältnis zur Schuldfrage. Das zeigt schon die Leichtigkeit, mit der wir uns selbst den Irrtum verzeihen. Daher so gleich das Eifern unterdrücken, wo es aufglimmen will.

*

Bilder: Joachim Uytewael: »Küchenstück« (1605). Im Vordergrund ein Koch, der einen Fisch schlachtet, eine Köchin, die Geflügel aufspießt, ein Hund, eine Katze, ein naschendes Kind. Am offenen Feuer ein Küchenmädchen; sie wehrt einen Zugänger ab, der ihr unter den Rock greifen will. Mit zugleich lüsterndem und ängstlichem Blick wendet er sich nach der Hauptköchin um. Das Spiel der zugreifenden und abwehrenden Hände ist für Ort und Stunde zu weit vorge-schritten, wird jedoch durch die Trunkenheit des Burschen motiviert.

An den Wänden, auf den Tischen und am Boden Geräte, Kessel, Wildbret, Fische, Gemüse, mächtige Fleischstücke.